
ROMANISTISCHES

RK

KOLLOQUIUM XXXV

Geschlecht und Sprache in der Romania: Stand und Perspektiven

Lidia Becker, Julia Kuhn,
Christina Ossenkop,
Claudia Polzin-Haumann,
Elton Prifti (Hrsg.)

narr\|f
ranck
e\|atte
mpto

Geschlecht und Sprache in der Romania: Stand und Perspektiven

ROMANISTISCHES

RK

KOLLOQUIUM XXXV

Herausgegeben von Lidia Becker, Julia Kuhn, Christina
Ossenkop, Claudia Polzin-Haumann und Elton Prifti

Band 35

Lidia Becker, Julia Kuhn, Christina Ossenkop,
Claudia Polzin-Haumann, Elton Prifti (Hrsg.)

Geschlecht und Sprache in der Romania: Stand und Perspektiven

narr\|f
ranck
e\|atte
mpto

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

DOI: <https://www.doi.org/10.24053/9783823395843>

© 2022 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG

Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit großer Sorgfalt erstellt. Fehler können dennoch nicht völlig ausgeschlossen werden. Weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen übernehmen deshalb eine Gewährleistung für die Korrektheit des Inhaltes und haften nicht für fehlerhafte Angaben und deren Folgen. Diese Publikation enthält gegebenenfalls Links zu externen Inhalten Dritter, auf die weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen Einfluss haben. Für die Inhalte der verlinkten Seiten sind stets die jeweiligen Anbieter oder Betreibenden der Seiten verantwortlich.

Internet: www.narr.de

eMail: info@narr.de

CPI books GmbH, Leck

2750-0810

ISBN 978-3-8233-8584-4 (Print)

ISBN 978-3-8233-9584-3 (ePDF)

ISBN 978-3-8233-0458-6 (ePub)



Inhalt

Einleitung	7
<i>Aktuelle Debatten und Forschungsfelder der Genderlinguistik</i>	
<i>Susanne Günthner</i>	
Personenbezeichnungen im Deutschen. Aspekte der aktuellen Debatte um eine gendergerechte Sprache	17
<i>Martin Stegu</i>	
<i>Linguistique(s) queer</i> . Allgemeine, angewandte und romanistische Überlegungen	39
<i>Leitfäden zur sprachlichen Gleichbehandlung der Geschlechter</i>	
<i>Daniel Elmiger</i>	
Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache im Verlauf der Zeit. Tendenzen in den romanischen Sprachen	67
<i>Kristina Bedijs</i>	
Gendersensible Sprache im Kirchenkontext. Zum Stand des Diskurses in der deutschen, französischen und schweizerischen evangelischen Kirche	107
<i>Ruth Videsott</i>	
Sprachliche Gleichbehandlung in einer Minderheitensprache. Die Bildung und der Gebrauch von Berufsbezeichnungen im Dolomitenladinischen aus einer sprachvergleichenden Perspektive	161
<i>Geschlechterreferenz in der Pressesprache und in Urkunden</i>	
<i>Antje Lobin</i>	
Geschlechtergerechtigkeit in der italienischen Tagespresse. Eine korpusbasierte Fallstudie zur Repräsentation von Ursula von der Leyen in <i>La Repubblica</i> und im <i>Corriere della Sera</i>	191

Friederike Endemann

Ursula von der Leyen – *ancienne ministre, nouvelle présidente*. Zur sprachlichen Darstellung der EU-Kommissionspräsidentin in der französischen Presse 2019 225

Julia Burkhardt

Nichtsexistische Sprache in Frankreich. Aktuelle Tendenzen beim Gebrauch femininer und maskuliner Personenbezeichnungen – eine quantitative Untersuchung 259

Georgia Veldre-Gerner

„Doctrice, Docteuse... que m’importe!“. Berufsbezeichnungen und ihre Konnotationen in historischen französischen Presstexten 293

Paula Bouzas

Zur Benennung von Frauen in galicischen Urkundensammlungen des Spätmittelalters 313

*Die Beziehung zwischen Ideologien und Genderdiskursen**Judith Visser*

Ideologie und Gender. Zum Sprechen über und Bezeichnen von Genderkategorien im französischen und spanischen Links- und Rechtspopulismus 335

Dinah K. Leschzyk

Der Begriff ‚Genderideologie‘ im brasilianischen Anti-Gender-Diskurs . . . 367

Einleitung

Das XXXV. Romanistische Kolloquium, das im Wintersemester 2020/2021 aufgrund der Coronapandemie als öffentliche Online-Ringvorlesung von der WWU Münster aus organisiert wurde, griff mit *Geschlecht und Sprache in der Romania: Stand und Perspektiven* zum zweiten Mal in der Geschichte des Kolloquiums das Thema einer vergangenen Tagung wieder auf. Bereits 1994 waren im Rahmen des X. Romanistischen Kolloquiums relevante Beschreibungsansätze und Fragestellungen diskutiert worden, die sich am Beispiel unterschiedlicher romanischer Sprachen mit der Wechselbeziehung zwischen Genus und Sexus in Sprachsystem und Sprachgebrauch befassten (cf. Dahmen et al. 1997). Seitdem hat sich der sprachwissenschaftliche Blick auf die Kategorie ‚Geschlecht‘ zunehmend weiterentwickelt. Der Fokus liegt mittlerweile nicht mehr ausschließlich auf der Wechselbeziehung zwischen dem grammatischen und dem biologischen Geschlecht, sondern auch und vor allem auf der Beziehung zwischen Sprache und soziokulturellen Geschlechterrollen sowie Geschlechtsidentitäten (*Gender*), die als Teil eines umfassenden Konzeptes der soziokulturellen Vielfalt (*Diversity*) betrachtet werden. Standen in den 1990er Jahren, zumindest mit Bezug auf die Romania, noch die Referenz auf Frauen und die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Sprachgebrauch von Männern und Frauen im Mittelpunkt linguistischer Forschung, so rückt aktuell immer stärker die Überwindung einer strikten Zweigeschlechtlichkeit in Sprachgebrauch und Sprachsystem in den Fokus, womit auch gesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung getragen wird. Darüber hinaus hat auch die diskursive Ebene immer stärker an Relevanz gewonnen.

Mit *Geschlecht und Sprache: Stand und Perspektiven* wird ein Thema in den Mittelpunkt des Romanistischen Kolloquiums gestellt, das nicht nur in der Linguistik, sondern aufgrund seiner gesellschaftspolitischen Dimension in unterschiedlichen Fachkreisen und auch interdisziplinär diskutiert wird und darüber hinaus eine hohe gesellschaftliche Sichtbarkeit genießt. In Deutschland hat das im November 2017 verkündete Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Einführung eines dritten positiven Geschlechtseintrags im Personenstandsrecht (cf. BVerfG 2017) sicherlich maßgeblich dazu beigetragen, dass zunehmend Formulierungen in der offiziellen und öffentlichen Kommunikation verwendet werden, die die Intention verfolgen, alle Geschlechter einzubeziehen, wofür Bezeichnungen wie *geschlechter-* bzw. *gendergerechter*, *-sensibler*, *-neutraler*

oder *inklusive Sprachgebrauch* verwendet werden. Was unter der jeweiligen Bezeichnung zu verstehen ist und wie das dahinterstehende Konzept sprachlich umgesetzt werden kann, wird u. a. in den Medien öffentlichkeitswirksam diskutiert. Erinnert sei an die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit einem Referentenentwurf zum Sanierungs- und Insolvenzrecht vom Oktober 2020, der weitgehend im generischen Femininum verfasst war, oder an die im November 2021 an Ministerien und Bundesgerichte gerichtete Empfehlung der damaligen Bundesjustiz- und Familienministerin, Sonderzeichen wie den Stern oder den Unterstrich in der offiziellen Kommunikation zu vermeiden und stattdessen auf neutrale Formulierungen oder Beidnennungen zu rekurrieren (cf. Zimmermann 2021). Ähnliches lässt sich auch in der Romania beobachten: Genannt seien u. a. der 2021 veröffentlichte Runderlass des französischen Erziehungsministers zum Gebrauch nichtdiskriminierender Formulierungen in Schriftstücken der Verwaltung sowie im Unterricht (cf. MENJS 2021), die Aufnahme des nichtbinären Personalpronomens *iel* in den *Dico en ligne Le Robert* (cf. Bimbenet 2021) oder die Stellungnahme der Real Academia Española (2020) zu einer Anfrage der Vizepräsidentin der spanischen Regierung hinsichtlich der Notwendigkeit, den Text der Verfassung durch nichtdiskriminierende Formulierungen zu modifizieren.

Die hier versammelten Beiträge des XXXV. Romanistischen Kolloquiums widmen sich aktuellen Fragestellungen und Forschungsansätzen zum Thema ‚Geschlecht und Sprache‘ unter besonderer Berücksichtigung der Diskussion in unterschiedlichen Gebieten der Romania, wobei die Perspektive zu Beginn interdisziplinär erweitert wird. Thematisch gliedert sich der Band in vier Teile: In den ersten beiden Beiträgen werden aktuelle Debatten und Forschungsfelder der Genderlinguistik und Queeren Linguistik aufgezeigt und diskutiert. Es schließen sich drei Beiträge an, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit Leitfäden zur sprachlichen Gleichbehandlung der Geschlechter befassen: erstens ausgehend von der Textsorte selbst, zweitens ausgehend von ihrer Funktion innerhalb der Institution Kirche und drittens mit Bezug auf das Dolomitenladinische. Fünf weitere Beiträge sind der Untersuchung der Geschlechterreferenz in der italienischen und (aktuellen oder historischen) französischen Pressesprache sowie in galicischen Urkunden des Spätmittelalters gewidmet. Den Abschluss des Bandes bilden zwei Beiträge, in denen der Zusammenhang zwischen Genderdiskursen und Ideologien untersucht wird.

Susanne Günthner gibt zu Beginn einen Überblick über die Debatte um eine gendergerechte deutsche Sprache und setzt dabei den Schwerpunkt auf aktuelle Tendenzen innerhalb der deutschen Diskussion, die sie sowohl aus linguistischer Perspektive als auch aus dem Blickwinkel der Öffentlichkeit

beleuchtet. Dabei geht sie u. a. den Fragen nach, ob und inwiefern Androzentrismus und Binarität als im System der deutschen Sprache ‚eingeschrieben‘ angesehen werden können und wie die Beziehung von Sprache, Kognition und Wirklichkeitskonstruktion zu charakterisieren ist. Auch stellt sie die Referenzproblematik des ‚generischen Maskulinums‘ dar und diskutiert verschiedene Realisierungsmöglichkeiten gendergerechter und -neutraler Alternativen im Deutschen.

Es schließt sich ein Beitrag von Martin Stegu mit Überlegungen zu einer allgemeinen, angewandten und romanistischen Queeren Linguistik an. Dabei geht er von den Fragen aus, ob sich Queere Linguistik auf ein bestimmtes Forschungsobjekt richtet oder ob sie als methodischer Ansatz, als eigene Disziplin oder als Subdisziplin innerhalb der Wissenschaft und speziell der Linguistik zu betrachten ist. Zur näheren Bestimmung von Rolle, Status, Funktionen und Aufgabenfeldern der Queeren Linguistik dienen die theoriebezogene Erläuterung des Begriffs *queer*, die wissenschaftliche Verortung der *Queer Studies* sowie die Auseinandersetzung mit der Konstruktion von ‚Identität‘ im queeren Kontext.

Die Textsorte der Leitfäden für geschlechtergerechte/inklusive Sprache steht im Mittelpunkt des Beitrags von Daniel Elmiger. Auf der Basis einer selbst angelegten Leitfadensammlung, die zum Zeitpunkt der Abfassung des Beitrags 1.654 Referenzwerke zu über 40 Sprachen umfasste, legt der Verfasser ausführlich dar, welche Kriterien er der Auswahl und Abgrenzung einzelner Leitfäden für die Aufnahme in die Sammlung zugrunde legt. Anhand einer Analyse der in der Sammlung vertretenen Leitfäden für Spanisch, Französisch, Katalanisch/Vallencianisch und Italienisch zeigt er einzelsprachlich und sprachvergleichend Tendenzen auf, die widerspiegeln, wie viele Leitfäden von 1980 bis 2021 für die vier genannten Sprachen(paare) veröffentlicht wurden und mithilfe welcher Attribuierungen der in den Leitfäden herangezogene Gegenstand im zeitlichen Verlauf bezeichnet wurde.

Kristina Bedijs nimmt in ihrem Artikel eine länder- und sprachenvergleichende Bestandsaufnahme zum Gebrauch gendersensibler Sprache in der evangelischen Kirche vor. Zunächst geht sie auf die Bedeutung von Gleichstellung und deren enge Verbindung zu gendersensibler Sprache innerhalb der Institution Kirche ein. Daran anknüpfend untersucht sie die Bemühungen um Gleichstellung und einen gendersensiblen Sprachgebrauch im spirituellen, juristischen und administrativen Bereich der deutschen, französischen und schweizerischen evangelischen Kirche.

Ruth Videsott setzt sich in ihrem Beitrag mit der sprachlichen Gleichbehandlung in der Minderheitensprache Dolomitenladinisch auseinander und fokussiert, mit Vergleich zum Deutschen und Italienischen, die Bildung und

den Gebrauch von Berufsbezeichnungen in den drei Varietäten Gadertalisch, Grödnerisch und Fassanisch. Nach der detaillierten Betrachtung der Bildung von Berufsbezeichnungen aus morphologischer Perspektive führt sie auf der Grundlage von Zeitungsartikeln der ladinischen Wochenzeitung *La Usc di Ladins* von 2019 und 2020 sowie journalistischer Texte des *Corpus general dl ladin* eine exemplarische Korpusanalyse zu drei Bezeichnungen aus den Bereichen Politik, Recht und Handwerk durch. Ziel der Untersuchung ist es, Aussagen zum Gebrauch und zur Akzeptabilität der Bezeichnungen in den drei ladinischen Varietäten abzuleiten.

Im ersten von vier Beiträgen, die sich mit geschlechtergerechtem Sprachgebrauch in der Presse befassen, nimmt Antje Lobin eine aktuelle Bestandsaufnahme italienischer Personenbezeichnungen vor. Am Beispiel einer Fallstudie zur Darstellung der EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen in Artikeln der Tageszeitungen *La Repubblica* und *Corriere della Sera* von 2019 vergleicht sie die aktuellen Formen der Personendarstellung mit den Ergebnissen einer früheren Studie von Burr (in: Dahmen et al. 1997). Der Fokus der Untersuchung liegt auf ausgewählten Personenbezeichnungen zur Referenz auf Ursula von der Leyen, auf verschiedenen Realisierungsmöglichkeiten bei der Bezeichnung mit Eigennamen sowie auf weiteren Be- und Zuschreibungen zur Repräsentation der EU-Kommissionspräsidentin.

Friederike Endemann nimmt ebenfalls die 2019 erfolgte Ernennung Ursula von der Leyens zur EU-Kommissionspräsidentin zum Anlass, die sprachliche Darstellung der Politikerin in den französischen nationalen Tageszeitungen *Le Monde* und *Le Figaro* zu analysieren und zu vergleichen. Hierzu zieht sie Empfehlungen einschlägiger französischer Leitfäden für geschlechtergerechte/inklusive Sprache sowie Ergebnisse vorheriger Untersuchungen zur Darstellung von Politikerinnen in der französischen Presse heran. Daran anknüpfend werden Fragen nach dem Gebrauch von Feminina sowie nach dem Vorkommen lexikalischer und/oder syntaktischer Asymmetrien bei der Referenz auf Ursula von der Leyen untersucht.

Auch Julia Burkhardt befasst sich in ihrem Artikel mit nichtsexistischem Sprachgebrauch in der französischen Presse. Dafür greift sie die französische Diskussion um die Bildung und den Gebrauch von Feminina auf und stellt Empfehlungen einschlägiger französischer Leitfäden hierzu dar. Nach einer Synthese verschiedener Untersuchungen zur Geschlechterreferenz in der französischen Presse nimmt sie schließlich eine quantitative Analyse von vier exemplarisch ausgewählten Berufs- und Funktionsbezeichnungen aus Artikeln der auflagenstärksten französischen Tageszeitungen der Jahre 2011, 2016 und

2019 vor, um aktuelle Tendenzen beim Gebrauch femininer Berufs- und Funktionsbezeichnungen aufzuzeigen.

Georgia Veldre-Gerner fokussiert in ihrem Beitrag die Bezeichnungen *doctoresse* und *médecin* und untersucht die Entwicklung ihres Gebrauchs zur Referenz auf Frauen in der französischen Presse zwischen 1870 und 1930 anhand des Pressekorporus *RetroNews*. Dabei geht sie der Frage nach, inwiefern bestimmte kollokative Tendenzen, Verwendungskontexte und Habitualisierungen von Feminina in den französischen Presstexten auszumachen sind. Hierzu wird die Wortgeschichte der genannten Formen unter Einbezug der Empfehlungen des französischen Feminisierungsleitfadens von 1999 sowie von Definitionen einschlägiger französischer Wörterbücher nachgezeichnet und mit Beispielen aus der französischen Presse versehen. Exemplarisch wird die Darstellung von Madeleine Brès (1842–1921), der ersten Ärztin Frankreichs, analysiert.

Genderspezifische Variation in der spätmittelalterlichen galicischen Anthroponymik steht im Zentrum des Beitrags von Paula Bouzas. Ausgehend von vorliegenden Untersuchungen zu mittelalterlichen romanischen und speziell galicischen Urkunden, in denen genderspezifische Unterschiede bei der Namengebung festgestellt wurden, geht die Verfasserin nach einer kurzen Einführung in das spätmittelalterliche galicische Personennamensystem am Beispiel von vier Urkundensammlungen des 15. Jahrhunderts der Frage nach, ob und wenn ja, welche genderspezifische Variation im Hinblick auf die Benennung von Männern und Frauen in spätmittelalterlichen galicischen Urkunden zu finden ist. Hierzu werden in der Analyse Kettenstrukturtypen sowie Beinamenkategorien näher betrachtet.

Die letzten zwei Beiträge des Bandes widmen sich der Untersuchung von Genderdiskursen und damit verbundenen Ideologien. Zunächst analysiert Judith Visser, wie im französischen und spanischen Links- und Rechtspopulismus Themen wie Gendergerechtigkeit, Genderbewusstheit und gendergerechte Sprache behandelt werden. Gegenstand der Untersuchung sind die Programme ausgewählter Parteien zur Europawahl 2019: für Frankreich *La France insoumise* (links) und *Rassemblement National* (rechts), für Spanien (*Unidos/Unidas*) *Podemos* (links) und *VOX* (rechts). Auf der Grundlage der Parteiprogramme erforscht Visser u. a., ob die Parteien Gendergerechtigkeit und gendergerechte Sprache thematisieren und mit welchen sprachlichen Mitteln sie ggfs. gendergerechte Sprache anwenden. Für eine Vertiefung der parteispezifischen Analyse werden weitere Texte (Twitternachrichten, Wahlplakate, Homepages der Parteien u. Ä.) hinzugezogen.

Der Band schließt mit einem Beitrag von Dinah Leschzyk zur Rhetorik im anti-queeren und anti-feministischen Diskurs Brasiliens unter besonderer

Berücksichtigung des Begriffs ‚Genderideologie‘. Der Terminus *ideologia de gênero* ist seit 2011 im brasilianischen Anti-Gender-Diskurs verankert und wird u. a. von dem brasilianischen Präsidenten Jair Messias Bolsonaro und seinen Söhnen Carlos, Eduardo und Flávio politisch instrumentalisiert. Anhand von Blogposts der Familie Bolsonaro und Tweets von Jair Bolsonaro und seinen drei Söhnen aus den Jahren 2015 bis 2021 analysiert Leschzyk die Gebrauchsweisen des Begriffs. Hierzu untersucht sie u. a. Kollokationen, Konnotationen und Implikationen und deckt so (politische) Ziele und Strategien auf, die hinter der Begriffsverwendung stehen.

Wir hoffen, mit dem vorliegenden Sammelband aus romanistischer Perspektive zu einer kritischen Auseinandersetzung mit aktuellen Fragestellungen und Forschungsansätzen zum Thema ‚Geschlecht und Sprache‘ anzuregen. Als Herausgabeteam haben wir uns bewusst dafür entschieden, den einzelnen Beiträgerinnen und Beiträgern keine Vorgaben im Hinblick auf die Verwendung eines nichtdiskriminierenden Sprachgebrauchs zu machen, um die Ausdrucksvielfalt in diesem sensiblen Bereich nicht einzuschränken.

Wir bedanken uns bei Friederike Endemann für ihre tatkräftige Unterstützung bei der Erstellung der Druckvorlage sowie bei Kathrin Heyng (Narr Francke Attempto Verlag) für die Betreuung der vorliegenden Publikation.

Lidia Becker
Julia Kuhn
Christina Ossenkop
Claudia Polzin-Haumann
Elton Prifti

Bibliographie

- Bimbenet, Charles (2021): „Pourquoi Le Robert a-t-il intégré le mot ‚iel‘ dans son dictionnaire en ligne?“, in: *Le Robert. Dico en ligne. Le mot du jour* 16.11.2021, <https://dictionnaire.lerobert.com/dis-moi-robert/raconte-moi-robert/mot-jour/pourquoi-le-robert-a-t-il-integre-le-mot-iel-dans-son-dictionnaire-en-ligne.html> (04.05.2022).
- BVerfG (2017): *Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017 – 1 BvR 2019/16 –*, Rn. 1–69, http://www.bverfg.de/e/rs20171010_1bvr201916.html (04.05.2022).
- Dahmen, Wolfgang et al. (eds.) (1997): *Sprache und Geschlecht in der Romania. Romanistisches Kolloquium X*, Tübingen, Narr.
- MENJS (2021) = *Ministère de l'Éducation nationale, de la Jeunesse et des Sports* (2021): „Règles de féminisation dans les actes administratifs du ministère de l'Éducation nationale, de la Jeunesse et des Sports et les pratiques d'enseignements. Circulaire du

5-5-2021 (NOR: MENB2114203C)“, in: *Bulletin officiel de l'Éducation nationale, de la Jeunesse et des Sports n°18 du 6 mai 2021*, https://www.education.gouv.fr/bo/21/Hebd_o18/MENB2114203C.htm (04.05.2022).

Real Academia Española (2020): „Informe de la Real Academia Española sobre el uso del lenguaje inclusivo en la Constitución española, elaborado a petición de la vicepresidenta del Gobierno“, in: *Boletín de Información Lingüística de la Real Academia Española* 14, 5–207, <http://revistas.rae.es/bilrae/article/view/397/874> (04.05.2022).

Zimmermann, Konstantin (2021): „Frauenministerin rät Bundesbehörden von Genderzeichen ab“, in: *Zeit Online* 06.10.2021, <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2021-10/christine-lambrecht-spd-gendern-geschlechtergerechte-sprache-ministerien-bundesbehoerden> (04.05.2022).

Aktuelle Debatten und Forschungsfelder der Genderlinguistik

Personenbezeichnungen im Deutschen

Aspekte der aktuellen Debatte um eine gendergerechte Sprache

Susanne Günthner

Résumé

Cet article est consacré à quelques-unes des questions et lignes d'argumentations centrales dans le débat actuel sur un usage de la langue allemande sensible au genre. Cette controverse, qui agite actuellement aussi bien les linguistes que l'opinion publique, n'est pas seulement marquée par une multitude de propositions pour appliquer une langue allemande sensible au genre, mais aussi par des débats violents sur les avantages et les inconvénients de telles propositions.

Dans le contexte des débats actuels, cet article abordera, entre autres, les questions suivantes:

- Est-il exact que la langue allemande favorise une perspective androcentrique qui amène dans le domaine du genre un déséquilibre du type ‚les hommes représentent la norme, les femmes l'écart de la norme‘?
- Dans quelle mesure peut-on affirmer que ce que l'on appelle le masculin générique rend les femmes ‚invisibles‘ ou qu'il les construit comme ‚deuxième sexe‘?
- La binarité des genres est-elle inscrite dans la langue allemande?
- Est-ce que nous reconstruisons un ‚doing gender‘ par notre pratique linguistique? Et quels sont les positionnements sociaux ‚inscrits‘ dans cette constitution linguistique du genre?
- De quelles possibilités la grammaire allemande dispose-t-elle pour ‚défaire‘ le genre (‚undoing gender‘), ce qui impliquerait une désignation neutre de personnes par rapport au genre?
- Quelles sont les propositions actuellement discutées en vue d'un langage sensible au genre? Dans quelle mesure ces propositions re-

flètent-elles au niveau métapragmatique des attitudes spécifiques à l'égard du ‚doing gender‘?

Abstract

This article focusses central questions and lines of argumentation in the current debate on gender-sensitive language in German. This debate, which is currently taking place both within linguistics and in the public sphere, is characterized by a multitude of proposals for uses of gender-sensitive person references. At the same time, we are facing heated debates for and against such proposals.

In the context of the ongoing debates, this article will address the following questions:

- Do German concepts of person reference convey an androcentric perspective and thus exhibits a gender bias: ‚men = norm, women = deviation‘?
- To what extent does the so-called generic masculine make women ‚invisible‘ or construct them as *deuxième sexe*?
- Does German grammar hold an inscribed binary genderization?
- In what ways do we display ‚doing gender‘ by means of language use? And what social positionings are being ‚inscribed‘ in this kind of grammatical gender display?
- What possibilities does German grammar provide for ‚undoing gender‘ and thus for gender-neutral person reference forms?
- Which proposals for gender-sensitive language are currently under discussion? To what extent do these proposals – on the metapragmatic level – reflect specific stances on ‚doing gender‘?

Keywords: ‚doing gender‘, gendergerechte Sprache, Personenbezeichnung(en), generisches Maskulinum, Binarität

1 Einleitung¹

Etwas über 40 Jahre nach den ersten Debatten um eine ‚nichtsexistische Sprache‘ – wie die Ende der 1970er Jahre aufkommende Kritik an Personenbezeichnungen in der deutschen Sprache durch die Feministische Linguistik² genannt

1 Nathalie Bauer, Isabella Buck, Dagmar Hüpper, Helga Kotthoff, Paul Meuleneers und Christina Ossenkop danke ich für ihre Kommentare zu einer früheren Fassung des Beitrags.

2 Cf. u. a. Trömel-Plötz (1978); Trömel-Plötz et al. (1981); Pusch (1984).

wurde – zeigen sich aktuell erneut heftige Auseinandersetzungen um sprachliche Realisierungsweisen genderbezogener Personenreferenzen.

Im Zuge dieser seit einigen Jahren (unter teilweise neuen Prämissen) geführten Diskussion macht sich ein bemerkenswerter Wandel im öffentlichen Sprachgebrauch bemerkbar: Zahlreiche Institutionen (Universitäten, Stadtverwaltungen, öffentliche und private Medienkonzerne usw.) haben Richtlinien zum ‚gendergerechten‘ bzw. ‚genderinklusiven Sprachgebrauch‘ verfasst,³ mehrere Städte (u. a. Hannover, Stuttgart, Frankfurt a. M.) wenden in ihren amtssprachlichen Texten das ‚Gendern‘⁴ an und vielfältige Textgattungen weisen Formen der geschlechtsbezogenen Personenreferenz auf, die von der Beidnennung über das Binnen-I (*LeserInnen*) zum Genderstern (*Leser*innen*) oder Doppelpunkt (*Leser:innen*) usw. reichen. Auch Radio- und NachrichtensprecherInnen sowie Vortragenden bei privaten wie öffentlichen Anlässen hört man vermehrt das Gendern an, zumal sie bei Personenreferenzen nach der maskulinen Stammform einen stimmlosen glottalen Plosiv (den ‚Glottisschlag‘) einbauen, bevor sie die movierte, auf ein Femininum verweisende Endung *innen* produzieren. Selbst der *Duden* steht aktuell unter heftiger Kritik,⁵ er schaffe das „geschlechtsübergreifende Maskulinum“ ab, da seine neue Online-Version bei männlichen Personenbezeichnungen wie „Leser, der“ die Angabe „Substantiv, maskulin“ und nicht etwa „geschlechtsneutral“ enthält.

Diese emotional aufgeladene Debatte um eine gendergerechte Sprache – *Der Spiegel* vom 6.3.2021 redet gar vom „Kulturkampf um die Sprache“ (Bohr et al. 2021) – führt nicht nur zur Wiederbelebung sprachwissenschaftlicher Auseinandersetzungen um Sexus-Genus-Relationen, um sprachliche Repräsentation gesellschaftlicher Wirklichkeiten, um Sprachwandelprozesse, um sprachliche Ideologien, um Fragen der Stilistik und Lesbarkeit usw., sondern auch zu öffentlichen Debatten um die sprachliche Ausgrenzung bzw. Inklusion bestimmter Personengruppen sowie mögliche Anzeichen eines kulturellen Wandelprozesses. Dass das Thema einer gendersensiblen Sprache, welche unsere Alltagssprache stark verändern könnte, nicht nur leidenschaftliche AnhängerInnen findet, ist nicht überraschend. Mittlerweile haben sich Initiativen gebildet, die u. a. an Behörden, Medien und Politik appellieren, den „Gender-

3 Cf. u. a. die „Handlungsempfehlungen“ für Hochschulen von der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, die in der Zeitschrift *Forschung & Lehre* des Hochschulverbands im Oktober 2020 vorgestellt wurden (<https://www.forschung-und-lehre.de/heftarchiv/ausgabe-1020/>).

4 Der Begriff ‚Gendern‘ verweist auf eine sprachliche Methode, „um Gleichberechtigung, d. h. die gleiche und faire Behandlung von Frauen und Männern im Sprechgebrauch zu erreichen“ (Diewald/Steinhauer 2017, 5).

5 „DUD*IN“; so betitelt *Der Spiegel* seine Ausgabe vom 6.3.2021 (Bohr et al. 2021).

Unfug“ zu stoppen und „die zunehmenden, durch das Bestreben nach mehr Geschlechtergerechtigkeit motivierten zerstörerischen Eingriffe in die deutsche Sprache [...]“ zu beenden (VDS 2019).⁶

Doch auch unter den VertreterInnen einer gendersensiblen Sprache existieren unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Realisierung einer gendergerechten Sprache (Kotthoff 2020): Während einige VertreterInnen einer gendergerechten Sprache den Kopf schütteln angesichts der ständig neuen Vorschläge und Richtlinien zur Personenreferenz, begrüßen andere wiederum das derzeitige Experimentieren mit recht unterschiedlichen Formen.

Die aktuellen Debatten für oder gegen eine gendergerechte, nichtdiskriminierende bzw. genderneutrale Sprache werfen einige grundlegende Fragen zur sprachlichen Repräsentation von Personen unterschiedlichen Geschlechts auf:

- Trifft tatsächlich zu, dass das Deutsche eine „androzentrische Perspektive“ (Günthner 2019, 571) vermittelt, die auf der Asymmetrie ‚Männer = Norm‘, ‚Frauen = Abweichung‘ gründet und Frauen ‚unsichtbar‘ macht bzw. als „deuxième sexe“ (Beauvoir 1968 [1949]) konzeptualisiert?
- Ist das ‚Gendern‘ bzw. das ‚doing gender‘ und damit verwoben das Plädoyer des Sichtbar- und Hörbarmachens von Frauen ein überholtes Unterfangen bzw. ein ‚Relikt aus alten Zeiten‘?
- Ist dem Deutschen eine binäre Genderisierung eingeschrieben? Wenn ja, welche Optionen stellt die deutsche Sprache bzw. Grammatik zur Verfügung, um genderneutrale Personenbezeichnungen zu ermöglichen?

2 ‚Doing gender‘: Die wirklichkeitskonstituierende Kraft von Sprache und Sprachgebrauch

Die Beziehung zwischen Sprache, Denken, Wirklichkeit ist ein Thema, das die Sprachwissenschaften seit langem bewegt. So postulierte bereits Wilhelm von Humboldt (1963 [1830–1835]) eine enge Beziehung zwischen Sprache, Kultur und Kognition. Er vertrat die Auffassung, dass eine Sprache den „Geist des

6 Cf. u. a. die Pressemitteilung *Gendersternchen und Co. mit deutscher Rechtschreibung nicht konform* der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) vom 13. August 2020: „[D]er Stern im Wort ist weder mit der deutschen Grammatik noch mit den Regeln der Rechtschreibung konform. Das Nebeneinander des Gendersternchens und anderer Formen führt zu Uneinheitlichkeit und auch in Bezug auf die Sprechbarkeit gibt es gewisse Probleme“ (GfdS 2020). Der Verein Deutsche Sprache (VDS) hat gar einen Aufruf gestartet, in dem er „alle Freunde der deutschen Sprache auf[ruff], den aktuellen Bestrebungen der Dudenredaktion zu einem Umbau der deutschen Sprache entgegenzutreten“ (VDS 2021a).

Volkes“ verkörpere und mit dem Erwerb einer Sprache zugleich eine eigene „Form der Weltanschauung“ verknüpft sei: Die „innere Form der Sprache“ objektiviert (so Humboldt 1963 [1830–1835], 434) eine Weltansicht und übt damit einen entscheidenden Einfluss auf das Denken und Handeln des Individuums aus.

Auch der amerikanische Kulturanthropologe Edward Sapir (1929) widmete sich der Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Weltanschauung und wies auf die Macht der Sprache hin, die Wahrnehmung zu beeinflussen.

In den letzten 30 Jahren wurden – u. a. am Max-Planck-Institut in Nijmegen – empirische Untersuchungen zur Sprachabhängigkeit menschlicher Kognition durchgeführt und so die Diskussion um die wirklichkeitskonstituierende Kraft von Sprache erneut in Gang gesetzt (Lucy 1992; Levinson 1996; 2003). Zahlreiche Untersuchungen verweisen hierbei auf die Verwobenheit von sprachlichen Mustern bzw. Kategorien, kognitiven Effekten und interaktionalem Handeln in sozialen Kontexten (Gumperz/Levinson 1996, 10–11; Max-Planck-Gesellschaft 2021). So betont der Anthropologe Duranti (2001, 218): „No in-depth study of intentionality, agency, indexicality, formality, or code choice, for example, can be possible without assessing the relative power that words have on our ability to understand, act in, and ultimately affect our psychological and social worlds.“

Auch von Seiten der Phänomenologie und Wissenssoziologie wird die Frage nach der Beziehung zwischen Sprache, Kommunikation und der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit aufgeworfen. Sprache gilt – so Berger/Luckmann (1969 [1966]) – als *das* zentrale Mittel zur Konstruktion sozialer Wirklichkeiten: Mittels Sprache kategorisieren wir die Welt, mittels Sprache vermitteln wir unsere Wertvorstellungen, Normen und Relevanzsysteme und mittels Sprache (re)konstruieren wir unsere sozialen Beziehungen. Sprache ist nicht nur das zentrale Mittel der zwischenmenschlichen Kommunikation, sondern auch das wichtigste Medium, um soziale Kategorien und Relevanzen im Wissensvorrat einer Gesellschaft zu tradieren. In unserer Sprache sind Kategorien, Denktraditionen und Konzeptualisierungen der Welt sedimentiert, die zugleich als ‚objektive Tatbestände‘ tradiert werden:

Ich erfahre die Wirklichkeit der Alltagswelt als eine Wirklichkeitsordnung. Ihre Phänomene sind vor-arrangiert nach Mustern, die unabhängig davon zu sein scheinen, wie ich sie erfahre, und die sich gewissermaßen über meine Erfahrung von ihnen legen. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint bereits objektiviert, [...] längst bevor ich auf der Bühne erschien. Die Sprache, die im alltäglichen Leben gebraucht wird, versorgt mich unaufhörlich mit den notwendigen Objektivationen und setzt mir die Ordnung, in welcher diese Objektivationen Sinn haben und in der die Alltagswelt mir sinnhaft erscheint. (Berger/Luckmann 1969 [1966], 24)

Diese Objektivierungsfunktion bzw. die wirklichkeitskonstituierende Kraft von Sprache bildet eine der zentralen Grundlagen für Debatten um Personenreferenzen und die Repräsentanz von Genderkategorien in unterschiedlichen Sprachen (Günthner 2014; 2019). So begannen in den 1960/1970er Jahren die auf der Phänomenologie und dem Sozialkonstruktivismus basierenden Studien der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967) und Interaktionssoziologie (Goffman 1977), ‚soziale Tatsachen‘ (wie Geschlechteridentitäten, institutionelle Rollen, Machtstrukturen, kulturelle Zugehörigkeiten usw.) nicht länger als ‚gegeben‘ zu betrachten, sondern danach zu fragen, *wie* diese ‚sozialen Tatsachen‘ von Gemeinschaftsmitgliedern selbst produziert werden: *Wie* wird gesellschaftliche Wirklichkeit durch soziale (vor allem kommunikative) Handlungen erzeugt? *Wie* wird die soziale Einteilung in Gender-Gruppen in unseren Alltagsinteraktionen konstruiert, bestätigt oder gar modifiziert?⁷

Diese Frage nach dem *Wie* der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit verfolgte Goffman (1977) in seiner klassischen Studie zum ‚Arrangement der Geschlechter‘, in der er die tief im Alltag verankerten Praktiken der unsere Gesellschaft so beherrschenden Zweiteilung der Geschlechter erforschte. Zunächst einmal verwundert es – so Goffman (1977) –, dass selbst moderne Gesellschaften, die technisch in der Lage sind, Körperunterschiede, Bildungsunterschiede, Altersunterschiede usw. zu kompensieren, den ohnehin nicht sehr großen biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht etwa minimieren, sondern geradezu rituell überhöhen, so dass das Geschlecht als Prototyp der Einteilung der Gesellschaft gilt. So setzt diese stark ritualisierte Zweiteilung der Geschlechter bereits mit (bzw. vor) der Geburt an und verfolgt uns unser Leben lang: Sie findet sich im Familienleben, im Sport, im Berufsleben, in den Abteilungen von Kaufhäusern, in fast jedem offiziellen Antragsformular, wo wir ankreuzen müssen, ob wir weiblich oder männlich sind. Sie dringt bis zu den öffentlichen Toiletten vor, die zweigeteilt sind, und sie findet sich in unserer Sprache und unserem Gesprächsverhalten.

Mit entsprechenden ritualisierten Arrangements, die unser Privatleben wie auch die soziale Organisation unserer Gesellschaft strukturieren, tragen wir nicht nur aktiv zur Konstruktion von Gender bei, sondern bestätigen zugleich die kulturellen Vorstellungen der scheinbar ‚natürlichen‘ Ordnung zwischen den Geschlechtern – im Sinne eines aktiven ‚doing gender‘ (West/Zimmerman 1987; Kotthoff 2002; Günthner 2006; Franz/Günthner 2012; Kotthoff/Nübling 2018). Die soziale Geschlechtszugehörigkeit gilt hierbei nicht länger als eine reine Angelegenheit des *Being*, sondern – im Sinne der Ethnomethodologie – als

7 Hierzu detaillierter Günthner (1997).

ein *Doing* (Günthner 2006). Allerdings geht es hierbei nicht etwa um individuelle Performances, sondern um konventionalisierte Inszenierungsverfahren, die im Sinne Bourdieus habitualisiert und verkörpert sind und als soziale Praxis im Alltag mitlaufen (Kotthoff/Nübling 2018, 37–39).

Auch in unserer heutigen Gesellschaft ist das ‚doing gender‘ und damit die Konstruktion einer binären Geschlechtszugehörigkeit nicht nur „eine Zuschreibung, die wir sowohl für uns selbst als auch für unser Gegenüber situationsübergreifend vornehmen“ (Hirschauer 2001, 215–216), sondern eine sozial relevante Kategorie, die unseren Alltag beherrscht und letztendlich für soziale Unterschiede in der gesellschaftlichen Verteilung von Besitz und Reichtum, in der Lebenserwartung, in Lebensstilen, im Habitus, in der Erfahrung sexualisierter Gewalt usw. mitverantwortlich ist.

Im Sinne der Ethnomethodologie, der Interaktionssoziologie und Interaktionalen Linguistik stellt sich nun die Frage, *wie* durch den jeweiligen Sprachgebrauch ‚Gender‘ aktualisiert wird und welche sozialen Konventionen und Vorstellungen damit einhergehen.

2.1 Das ‚generische Maskulinum‘ als zentraler Kritikpunkt

Bereits die Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre aufkommende Feministische Linguistik setzte an der Wirklichkeitskonstituierenden Kraft von Sprache an mit ihrem Ziel, soziale Repräsentationsformen der Geschlechterdifferenzen und das darin eingeschriebene Machtgefälle zwischen Frauen und Männern im alltäglichen Handeln aufzudecken und ‚sexistischen Sprachgebrauch‘ zu vermeiden. Neben der Erforschung der sprachlichen Konstruktion von ‚doing gender‘ durch geschlechtsspezifische Kommunikationsweisen bzw. Sprechstile (Trömel-Plötz 1982; Günthner/Kotthoff 1991; 1992; Günthner 2006; Günthner/Hüpper/Spieß 2012; Kotthoff/Nübling 2018) stand die in der deutschen Grammatik kodierte Schiefelage bei Personenbezeichnungen, die die Ideologie von ‚Mann als Norm‘ und ‚Frau als Abweichung‘ nicht nur widerspiegelt, sondern auch reproduziert, im Fokus (Günthner 2014; 2019).

Die Personenbezeichnungen im Deutschen zeigen – so die Argumentation von Trömel-Plötz (1978) und Pusch (1979; 1980; 1984; 1990) – eine fundamentale Asymmetrie zugunsten der männlichen Bezeichnungen: Die männlichen Varianten (wie *Schüler*, *Lehrer*, *Bäcker* usw.) repräsentieren die Grundformen, die weiblichen (wie *Schülerin*, *Lehrerin*, *Bäckerin*) werden oftmals mittels der sogenannten ‚-in-Movierung‘ davon abgeleitet. Umgekehrt existieren nur wenige männliche Formen (*der Witwer*, *der Hexer* und *der Bräutigam*), die von weiblichen (*die Witwe*, *die Hexe* und *die Braut*) abgeleitet sind.

Hinzu kommt, dass im Falle der Referenz auf Personen, bei denen das Geschlecht nicht relevant ist, oder wenn auf Personen beiderlei Geschlechts referiert wird, die maskuline Form als ‚generische Form‘ gilt: *Der Rheinländer ist ein geselliger Mensch; Jemand, der eine Eins im Abi hat, hat freie Wahl der Studienfächer oder Professoren verdienen im Schnitt mehr als Lehrer.*

In Zusammenhang mit dem im Deutschen verbreiteten ‚generischen Maskulinum‘ stehen u. a. folgende drei Aspekte des Sprach- bzw. Grammatikgebrauchs im Fokus der aktuellen Debatte:

- 1) *Durch die Verwendung der scheinbar generischen Form wird der Mann als ‚Norm‘ objektiviert, während Frauen als ‚sekundär‘ (als deuxième sexe) kodiert werden und sprachlich ‚unsichtbar‘ bleiben.*

Die asymmetrische Repräsentanz der Geschlechter zeigt sich u. a. daran, dass im Deutschen aus *19 Dozentinnen*, die sich im Hörsaal befinden, plötzlich *20 Dozenten* werden, sobald ein Dozent den Hörsaal betritt: „Es ist die scheinbar harmlose Grammatikregel, die aus beliebig vielen Frauen Männer macht, sowie ein einziger Mann hinzukommt“ (Pusch 1990, 86). Umgekehrt ist dies jedoch nicht der Fall: Obgleich die männliche Form *Witwer* die von *Witwe* abgeleitete Variante ist, werden aus *19 Witwern* nicht etwa *20 Witwen*, sobald eine Frau dazu kommt. Das für das generische Maskulinum häufig anzutreffende Argument der Ökonomie scheint hier nicht relevant zu sein (Günthner 2019, 574).

Ferner erweist sich die scheinbare Geschlechtsneutralität der generischen Formen dann als problematisch, wenn diese eingesetzt werden, um auf Frauen zu referieren. Während ein Satz wie *Ein Frisör erkrankt häufiger an Prostatakrebs als ein Bäcker* unmarkiert ist, klingen Sätze mit der scheinbar genderneutralen Form markiert: *Ein Frisör erkrankt seltener an Eierstockkrebs als ein Bäcker* oder *Welcher Schüler ist im dritten Monat schwanger?* Hinzu kommt, dass scheinbar genderneutrale Frage- bzw. Indefinitpronomen wie *wer?*, *man*, *jeder*, *jedermann* nach den Kongruenzregeln der deutschen Standardgrammatik selbst dann maskuline Pronomina erfordern, wenn dezidiert auf Frauen Bezug genommen wird: **Man** erlebt **seine** Schwangerschaft jedes Mal anders; *Hallo Frauen, wer von euch kann mir **seinen** Lippenstift leihen?*; **Jeder, der seinen** Mutterschutz verlängern möchte, soll dies nun offiziell mitteilen.

- 2) *Aufgrund der Ambiguität des Maskulinums als semantisch ‚männlich‘ und zugleich als Oberbegriff für semantisch ‚männlich und weiblich‘ bleibt für Frauen oftmals unklar, ob sie im Fall einer maskulinen Referenzform ‚mitgemeint‘ sind.*

Ein weiteres Problem in Zusammenhang mit dem ‚generischen Maskulinum‘ ist, dass bei Äußerungen wie *Professoren in Deutschland* Frauen zunächst nicht wissen, ob sie mitgemeint sind oder nicht. Wird der Satz fortgesetzt mit *bekommen jetzt höhenverstellbare Schreibtische*, können Professorinnen davon ausgehen, dass sie in der Kategorie *Professor* einbezogen sind. Geht der Satz aber weiter mit *sind als Familienväter bislang nur wenig eingebunden*, so erkennen sie, dass sie ausgeschlossen sind. Diese Ambiguität gründet in der Tatsache, dass männliche Personenbezeichnungen wie *die Professoren* sowohl geschlechtsspezifisch auf männliche Professoren als auch (in bestimmten Kontexten) geschlechtsindifferent auf Professorinnen und Professoren referieren können und somit zwei Lesarten haben: ‚nur Männer‘ oder aber ‚Männer und Frauen‘.⁸ Das ‚generische Maskulinum‘ wird also so behandelt, als wäre es sowohl semantisch männlich als auch geschlechtsneutral. Pusch (1984) vergleicht das durch die Ambiguität des Maskulinums aufkommende Rätselraten um das Mitgemeintsein von Frauen folglich mit einem ‚Lotteriespiel‘:

Man kann also unser deutsches Sprachsystem in diesem Bereich mit einer Lotterie vergleichen, in dem die Männer mit jedem Los gewinnen (mit beiden Lesarten gemeint sind), Frauen aber nur mit jedem zweiten. (Pusch 1984, 27)

Auch Stefanowitsch (2018, 36–37) betont in seinem Buch *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*:

Das generische Maskulinum versteckt also Frauen systematisch und legt ihnen die zusätzliche Bürde auf, ständig darüber nachzudenken, ob sie in einem konkreten Fall mitgemeint sind oder nicht. [...] Dass die Nicht-Betroffenen (die Männer) diskriminierende Sprache so schwer erkennen, liegt natürlich auch daran, dass sie eben nicht betroffen sind.

8 So war in Ausgabe 11/14 der Zeitschrift *Forschung & Lehre* (2014/11, 873) folgender Satz zum Thema des ‚Projekt-Professors‘ zu lesen: „Die Daueraktivität des projektorientierten Professors erfordert dagegen Gewandtheit im Auftreten, gute Laune, Flexibilität und weitestgehende Verfügbarkeit.“ Bis hier könnte eine Leserin davon ausgehen, dass das Maskulinum *Professor* auch Professorinnen einschließt. Doch der darauffolgende Satz verdeutlicht, dass dies keineswegs der Fall ist: „Wer sich als Familienvater [...] zu sehr gebunden hat, gilt schnell als inflexibel und damit unbrauchbar.“ Hierzu Kotthoff/Nübling (2018, 97).

3) *Inwiefern werden Frauen durch den Gebrauch des ‚generischen Maskulinums‘ tatsächlich angesprochen?*

Stellen wir uns bei männlichen Personenbezeichnungen wie *Rund um den Bahnhof sieht man immer wieder Drogendealer; Die Ärzte warnen eindringlich vor einer Lockerung der Maßnahmen; Der Kaukasier ist sehr gastfreundlich* tatsächlich eher Männer als Frauen vor? Sämtliche seit den 1980er Jahren bis heute durchgeführten psycholinguistischen und kognitionspsychologischen Experimentalstudien belegen, dass ProbandInnen bei Stimulussätzen mit einem ‚generischen Maskulinum‘ häufiger und schneller an Männer denken als an Frauen – und dies nicht nur bei stereotyp maskulin besetzten Kategorien, wie *die Soldaten, der Ingenieur* usw., sondern selbst dann, wenn die verwendete Kategorie stereotyp weiblich besetzt ist, wie *der Kosmetiker, der Kassierer, der Krankenpfleger* (Gygax et al. 2008). Auch wenn bei maskulinen Formen im Singular die kognitive Wahrnehmung in Richtung ‚Mann‘ noch deutlicher zum Tragen kommt als bei Pluralformen, führen dennoch auch die Pluralformen (über unterschiedliche Kontexte hinweg) zur mentalen Repräsentation vorwiegend männlicher Personen.⁹ Irmen/Köhncke (1996, 163) ziehen aufgrund ihrer Untersuchungen zur kognitiven Repräsentanz weiblicher bzw. männlicher Personen beim ‚generischen Maskulinum‘ folgende Schlussfolgerung:

Auch wenn das Konzept ‚Frau‘ prinzipiell verfügbar ist, braucht seine Aktivierung nach einem GM [generischen Maskulinum; S.G.] mehr Zeit als die des Konzepts ‚Mann‘. Ein ‚generisches‘ Maskulinum – wenn es überhaupt auf beide Geschlechter bezogen wird – bewirkt also den Aufbau einer mentalen Repräsentation, die den Mann als das typischere Exemplar beinhaltet.

2.2 Von der Beidnennung zur Kritik an der Binarität: Handelt es sich bei der binären Genderdifferenzierung um ein ‚altertümliches Dual‘ (Luhmann 1988)?

Die Grammatik des Deutschen weist in Bezug auf die Mehrheit der Personenreferenzen ein binäres Kategoriensystem auf, das Menschen als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ klassifiziert und dabei zugleich eine deutliche Asymmetrie zugunsten der als ‚unmarkiert‘ geltenden männlichen Referenzformen zeigt.

Während die Feministische Linguistik bzw. Genderlinguistik die in der deutschen Sprache verankerte Schieflage kritisiert und fordert, Frauen

9 Cf. u. a. die Studien von Braun et al. (1998); Stahlberg/Sczesny (2001); Klein (2004) und Irmen/Steiger (2005).

‚sichtbar‘ zu machen, statt sie weiterhin sprachlich zu marginalisieren (Spieß/Günthner/Hüpper 2012; Günthner 2014; 2019; Diewald/Steinhauer 2017; 2019; Kotthoff/Nübling 2018), zeichnen sich in den letzten Jahren von Seiten der Queer Studies weitreichende Forderungen nach einer Personenreferenz jenseits der tradierten Kategorien von ‚männlich/weiblich‘ ab: Durch den Einfluss des Poststrukturalismus und dessen Genderkonzepten, die den Körper als vordiskursive Materialität in Frage stellen (Butler 2003, 206) und die Binarität der Geschlechter dekonstruieren, entwickelte sich in den Queer Studies (Motschenbacher 2012, 87) eine dezidierte Kritik der in unserer Sprache sedimentierten Binarität der Geschlechter. Diese Kritik umfasst auch die Forderung der Genderlinguistik nach einem sprachlichen Sichtbarmachen von Frauen, da diese eine biologisch-soziale Genderbinarität gar zementiere. Folglich plädiert die Queer Linguistics für ‚fluide‘, ‚geschlechtsneutrale‘ Personenreferenzformen (Motschenbacher 2012), die so konturiert sein sollen, dass auch Intersexuelle bzw. nichtbinäre Personen eine sprachliche Repräsentanz finden. In diesem Kontext ist auch der Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom Oktober 2017 bzgl. Artikel 3 des Grundgesetzes zu sehen: Das Personenstandsrecht in Deutschland ist künftig um ein ‚drittes Geschlecht‘ zu erweitern; d. h. neben den bisherigen Einträgen ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ ist nun ‚divers‘ als weitere Option möglich.¹⁰

Die Forderungen der Queer Linguistics nach einer Ausweitung der Personenreferenzen – jenseits der Geschlechtsidentitäten ‚weiblich‘ bzw. ‚männlich‘ – können m. E. durchaus im Rahmen der These Luhmanns (1988; 1995, 314) vom ‚altertümlichen Dual‘ der Geschlechter diskutiert werden: Ist die tradierte und in unserer Sprache kodierte Zweiteilung der Geschlechter etwa ‚ein Relikt aus alten Zeiten‘, das für postmoderne Gesellschaften, die weitgehend ‚geschlechtsneutral‘ funktionieren, längst überholt ist? Wie wäre eine Abkehr von diesem

10 Cf. die Pressemitteilung zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts: „Die Regelungen des Personenstandsrechts sind mit den grundgesetzlichen Anforderungen insoweit nicht vereinbar, als § 22 Abs. 3 Personenstandsgesetz (PStG) neben dem Eintrag ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ keine dritte Möglichkeit bietet, ein Geschlecht positiv eintragen zu lassen. Dies hat der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts mit heute veröffentlichtem Beschluss entschieden. Das allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs. 1 in Verbindung mit Art. 1 Abs. 1 GG) schützt auch die geschlechtliche Identität derjenigen, die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen. Darüber hinaus verstößt das geltende Personenstandsrecht auch gegen das Diskriminierungsverbot (Art. 3 Abs. 3 GG), soweit die Eintragung eines anderen Geschlechts als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ ausgeschlossen wird. Der Gesetzgeber hat bis zum 31. Dezember 2018 eine Neuregelung zu schaffen“ (Bundesverfassungsgericht 2017).

‚altertümlichen Dual‘ sprachlich zu gestalten – speziell in einer Genussprache wie dem Deutschen?

Im Deutschen (wie auch in vielen anderen indoeuropäischen Sprachen) ist ein ‚undoing gender‘ (Hirschauer 1989, 209; Günthner 2006, 35) keineswegs einfach zu bewerkstelligen: In der deutschen Sprache besteht nun mal (anders als in vielen Sprachen der Welt) in Bezug auf Personenbezeichnungen eine Ausweisungspflicht, die auf einer binären Genderzuweisung beruht: Das Deutsche verpflichtet uns darauf, Personen, über die wir reden, geschlechtsspezifisch zuzuordnen (u. a. durch Pronomen wie *sie* und *er*). Auch weisen wir Personen, die wir mit Titel anreden, binäre Genderkategorien zu (*Frau Kaiser* vs. *Herr Kaiser*; cf. Günthner 2006; 2014; Nübling/Fahlbusch/Heuser 2012). Selbst wenn das Geschlecht einer Person für meine Sprechhandlung irrelevant ist, gibt mir die deutsche Grammatik vor, auf diese Person beispielsweise mit *Die Verkäuferin hat mich ignoriert. Sie tat so, als sehe sie mich nicht* oder *Der Verkäufer hat mich ignoriert. Er tat so, als sehe er mich nicht* zu referieren. Ich kann im Falle einer Genderirrelevanz nicht *Das Verkaufende hat mich ignoriert. Es tat so, als sehe es mich nicht* sagen. Das Neutrum bei Personenreferenzen im Deutschen gilt als ‚verdinglichend‘, da es primär für Inanimata verwendet wird.¹¹

In alltäglichen zwischenmenschlichen Begegnungen wird also rasch klar, dass das scheinbar „altertümliche Dual“ (Luhmann 1995, 314; Hirschauer 2001, 211) und damit die alltägliche Genderkonstruktion bis dato keineswegs ein überholtes Ritual darstellt (Günthner/Spieß/Hüpper 2012, 1), sondern uns im Alltag begleitet und eng mit sozialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen verwoben ist. Wie beständig dieses Gender-Dual auch heute noch ist, wird aktuell u. a. während der Corona-Pandemie erkenntlich: Es sind neben den Kindern primär Frauen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind, die vermehrt in prekären Arbeitssituationen stecken, Care-Arbeit leisten, was sich u. a. auf das Gehalt und die spätere Rente niederschlägt, und die durch den Gender Pay Gap selbst 2020 noch immer 18 % weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen.

11 Zugleich zeigen sich im Deutschen gerade bei Referenzen auf Frauen solche Genus-Sexu-diskordanten Neutrumverwendungen, die oftmals als pejorativ bzw. als Schimpfwort (*das Mensch, das Weib, das Frauenzimmer, das Merkel* usw.) oder zur Indizierung ‚unreifer‘ (*das Mädchen*) bzw. nicht ernst zu nehmender bzw. ‚unfertiger‘ Personen (*das Fräulein*) eingesetzt werden (hierzu auch Kotthoff/Nübling 2018, 83–84; Nübling 2019, 40–46). Von Seiten der Queer Linguistics werden ferner verschiedene Formen nichtbinärer Personalpronomina wie *sier, cier, nin* bzw. die Übernahme aus dem Englischen *they* vorgeschlagen.

Die insbesondere von Butler (2003) vertretene Vorstellung einer ständig neu inszenierbaren Genderperformativität gründet auf einem Empirie-losgelösten, poststrukturalistischen Konstrukt (Spieß/Günthner/Hüpper 2012; Kotthoff/Nübling 2018, 47–50), das nur randständig mit der sozialen Alltagsrealität wie auch mit sedimentierten symbolischen Machtstrukturen verwoben ist (hierzu u. a. Garfinkel 1967). So verweist u. a. Bourdieu (2016 [1998], 21) anhand des Konzepts der ‚symbolischen Herrschaft‘ auf die noch immer vorherrschende Vernetzung von gesellschaftlichen Machtpositionen mit sozial verfestigten Genderkonstruktionen:

Die Macht der männlichen Ordnung zeigt sich an dem Umstand, dass sie der Rechtfertigung nicht bedarf. Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muss sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren. Die soziale Ordnung funktioniert wie eine gigantische symbolische Maschine zur Ratifizierung der männlichen Herrschaft, auf der sie gründet [...].

Es ist die Macht der „männlichen Ordnung“, die auch in unserer Sprache insofern eingeschrieben ist, als die „Einteilung in zwei Geschlechter und die damit verbundene Hierarchisierung [...] nach dem Prinzip der Dominanz des Männlichen (*male as norm*) funktioniert hat und teilweise noch funktioniert“ (Diewald 2020, 4).

Angesichts dieser androzentrisch geprägten und sozial verfestigten Ordnung, die mittels Sprache nicht nur reflektiert, sondern auch perpetuiert wird, stellt sich die Frage, wie ein ‚undoing gender‘ (Hirschauer 2001; Günthner 2006) in der deutschen Sprache realisierbar ist, ohne zugleich das „symbolische Kapital der Mächtigen“ (Bourdieu 2016 [1998], 43) zu untermauern.

2.3 Zur Diversität aktueller Forderungen und Positionen in Bezug auf eine gendergerechte Sprache

Aktuell scheinen sich recht unterschiedliche und vielfältige Positionen hinsichtlich des Umgangs mit Fragen des Genders abzuzeichnen. Da bislang keine größeren repräsentativen Umfragen zu dieser Thematik vorliegen, lassen sich nur Tendenzen anführen, die aus vereinzelt Pilotstudien stammen und deren Ergebnisse je nach Region, Bildungsstand der Befragten und Zeitpunkt der Durchführung mehr oder weniger variieren. Eine 2015 von Studierenden im Münsterland durchgeführte Umfrage unter 145 ProbandInnen (88 weiblich, 57 männlich) zwischen 15 und 81 Jahren mit unterschiedlichem Schulabschluss lieferte folgende Ergebnisse: Etwas mehr Frauen (36 %) als Männer (34 %) sprachen sich für Forderungen nach einer gendergerechten Sprache aus. Zugleich gaben 44 % der Probandinnen an, dass ihnen diese Be-